

Bei Heinrich Schmidt, dem Patriarchen der deutschen Schäfer.

Von Max Schreiber in Zwickau (Sa.).

Mitten in den schönsten Kindertagen meines Lebens führte mich das Schicksal in die Großstadt. Aber ein Städter bin ich wohl bis heute noch nicht geworden, ohne es zu bedauern. Im Grunde meines Herzens bin ich Bauer, wie es die Vorfahren von mir gewesen sind. Und wenn mich die tägliche Berufsarbeit manchmal schier zu erdrücken droht, wenn die Unrast des Zeitungswesens oft tage- und wochenlang mich peitscht und keine freie Stunde Zeit läßt zum Verschmaufen, dann eile ich, wenn endlich rubigere Zeiten kommen, hinaus zu meinen Bauern. Dort fühle ich die alte Verbundenheit mit der Scholle wieder, dort bin ich glücklich, wenn ich bei mir bekannten Bauern meine Füße unter den Tisch strecken kann, und pfeife auf leckere Gerichte im Stadthotel, wenn ich irgendwo zu Kartoffeln und Quark eingeladen werde.

So wird mir jede kleine Fahrt zu den Bauern zum Erlebnis. Und was für Leute habe ich dabei schon kennengelernt! Von einer meiner jüngsten und schönsten Bekanntschaften will ich hier erzählen.

Durch freundliche Vermittlung hatte ich so von ungefähr erfahren, daß da drüben im Vogtland nicht weit von Reichenbach ein Schäfer wohnt, der schon 90 Jahre alt sein sollte. Diesen Mann mußte ich besuchen. Das stand sofort fest. Also mache ich mich auf den Weg, und es dauert auch gar nicht sehr lange, da sehe ich linker Hand die Schäferei des Herrn von Römer liegen. Ich bin also am Ziel.

Rechts der Straße steht ein kleines Häuschen. Im Erdgeschoß wohnt der herrschaftliche Schäfer, dessen geschmeidiger Schäferbund mich durch sein unfreundliches Benehmen erkennen läßt, daß er mich kaum höher einschätzt als einen Schafdieb. Und ich sehe doch wirklich nicht aus, als ob meine Wiege in Montenegro gestanden hätte. Aber was weiß der Hund! Endlich ruft ihn die Frau ins Haus, und als ich ihr sage, was ich eigentlich vorhabe, ist sie freundlich und weist mich nach dem ersten Stock: „Die Türe rechts“ — da sollte ich hingehen. Ich steige in gebückter Haltung die niedrige Treppe empor, klopfе herzhaft an die Türe und trete ein, als eine leise Stimme zum Zutritt einladet. Da bin ich also: Vor mir steht der alte 89-jährige Schäfer a. D. Heinrich Schmidt. Ein Greis, der zwischen seinen Schafen im Dienste seines Herrn alt und grau geworden ist, ein wenig gebückt von der Last der Jahre, aber mit zwei heiteren Augen, die noch hell ins Leben schauen. Und voll geistiger Frische ist der alte Herr, daß man den Wunsch, selbst mal so alt zu werden und dabei so rüstig zu bleiben, nicht ganz unterdrücken kann. Wer den alten Herrn sieht, denkt nie wieder an Selbstmord.

Nun, ich habe, wie ich das auch sonst nicht tue, nicht erst ein großes Zeremoniell veranstaltet, sondern tat, als ob ich ihn schon jahrzehntelang kannte, nannte meinen Namen, sprach ihn mit Heinrich an und war der Ueberzeugung, endlich mal im richtigen Augenblick das Richtige getan zu haben.

Wir brannten uns die Pfeifen an, setzten uns zurecht, und dann begann ein gemütliches Erzählen. Ich kenne wenig, was schöner wäre, als alten Leuten zuzuhören, wenn sie aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerungen schöpfen und erzählen. Wie sie da lebendig werden! Wie temperamentvoll! Heinrich ist auch geworden. Er freute sich außerordentlich, sich mal mit jemand ausplaudern zu können. Er holte weit aus: Bis in die vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Donnerwetter! Jetzt merkte ich erst richtig, daß der Mann vor mir schon 90 Jahre ist. Er ist Schäfer, wie man zu sagen pflegt: „von Hause aus“. Er hat richtig sein Handwerk gelernt. Volle dreizehn Jahre! Dann ist er selber Schäfer geworden und kam aufs Rittergut in Neumark. Die Zeiten waren verschieden; je nachdem die Wolle und das

Fleisch mehr oder weniger galten, wurden größere oder kleinere Herden gehalten; weniger als 300 Stück seiner lieben Schafe hat er jedoch nie gehabt. Ja, seine Schafe! Jedes Tier hat er gekannt, hing mit zärtlicher Liebe an seinen Lämmern wie an seinen eigenen Kindern, die da drüben der Schäferei gegenüber auch ganz hübsch stattlich auf die Welt kamen und sich entwickelten. Freute sich, wenn wieder einmal hundert junge Lämmchen im Stall herumdeckerten und legte sein bartloses Gesicht in Falten, wenn ihm die Tiere genommen wurden. Dann war er traurig, ließ tagelang den Kopf hängen und war grillig. So sind die Jahre vergangen und plötzlich wird ihm gesagt, daß er heute sein 25-jähriges Dienstjubiläum hat. Er zeigte mir voll Stolz die goldene Medaille und das Ehrenzeugnis, das er erhalten hat, restet dann aus der Strickjacke die Uhr, die er zu seinem

40-jährigen Dienstjubiläum erhielt, und als wir weiter erzählen, dauerts nicht lange, sind wir beim fünfzigsten angelangt. Ja, das war ein Tag! Fast feierlich schritt der Alte über die Diele zum Schrank, der seine wenigen Wertgegenstände enthält, und holt eine goldene Uhr hervor. „Für treue Dienstleistung“ hat seine Herrschaft ins Gold gravieren lassen, und er liest mir mit zitternder Stimme jedes Wort der Widmung vor. Ich gönne dem Greis den Stolz, der aus jedem Worte klingt. Ich möchte nicht wissen, wie oft der alte Herr in seiner stillen Klausel diese Uhr zur Hand nimmt und sich der Anerkennung freut, die ihm einst gezollt wurde. Aber er hat nach dem fünfzigsten immer noch elf Jahre treu gedient, und erst im Juli vorigen Jahres hat ein Nachwort seiner Herrschaft ihn, den Uermüden, aufs Altenteil setzen müssen. Ihm lag nichts dran. Heute noch nicht. Ihm fehlt die Arbeit. Er braucht Beschäftigung und Abwechslung. Gewiß: er merkt schon, daß er alt geworden ist, aber das Nichtstun, behauptet er, hielte er „auf die Dauer“ nicht aus. Das kann allerdings stimmen.

Freilich hat sich sein Leben nicht immer im sonnigen Glanze eines friedlichen Schäferdaseins abgespielt. Hart, sehr hart, hat ihn oft das

Schicksal angefaßt. Am schwersten wohl vor 40 Jahren. Er hantierte in der Schäferei, als ein Gewitter heraufzog. Ehe er heimkommen kann, schlägt der Blitz in sein Haus und erschlägt ihm die treue Lebenskameradin und eine blühende Tochter, während ein anderes seiner Kinder ebenfalls getroffen, aber nur betäubt und gelähmt wurde. Not hat der Mann nie gekannt, aber das Unglück ist oft an ihm vorbeigegangen und hat jedesmal tiefe Spuren hinterlassen. Als er nun das erzählte, wird er traurig und wortkarg, und ich habe Mühe, ihn wieder in den alten heiteren Zustand zu versetzen. Aber als ich ihm einen Spaß aus meiner Militärzeit erzähle, gelingt es mir, und dann hat ihn die gute Laune auch nicht wieder verlassen, bis ich ging. Und wenn Sie, liebe Leser, wissen wollen, wie der Patriarch der deutschen Schäfer aussieht, na, dann in Gottes Namen: Hier ist sein Konterfei.

Gucken Sie sich mal das faltreiche Gesicht an, man sieht gleich, was in dem alten Manne steckt: ein treues deutsches Herz, biederer Sinn, echte schlichte Schäferart. Es tat mir leid, daß ich wieder fort mußte.

Als ich ging, weidete drüben auf grüner Osterwiese die stattliche Schafherde. Molly umkreiste sie wachsam, und ein junger Schäfer stand aufrecht inmitten der Lämmer. Und da gibt es Leute, die behaupten, es gäbe keine Poesie mehr. O, tausendfach! Geht nur hinaus. Ihr braucht nicht lange zu suchen. Haltet euch nur abseits von der großen Straße, und Ihr werdet bald den Weg gefunden haben, der ins goldene Märchenland blühender Poesie hineinführt.

